

(Nachdruck verboten.)

15)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

„Da red'st du wie alle Männer! Ich hab' unser' Tochter auch mit aufgezogen und hab' g'rad so viel Vertrauen zu ihr, wie du. Gott sei Dank, daß sie ein braves Mädchel is. Aber sie könnt' zulezt selber nichts dafür, wenn sie sich verliebt. Sie tät nichts Unrechtes, das weiß ich schon, aber sie tät sich vielleicht Hoffnungen in den Kopf setzen.“

„Geh! Geh!“

„Ja, oder er. Kommt dir das gar so unmöglich vor, daß er Feuer fangt? Und das wär' ein Unglück für ihn.“

„Er weiß doch, was er is.“

„Die Vernunft hat noch keinem geholfen.“

„Mir können ihm doch net auf einmal 's Haus verbieten.“

„Das will ich gar nicht. Ich möcht' den armen Menschen um alles in der Welt nicht verlegen.“

„Was soll'n wir nachher tun?“

„Das mußt mich machen lassen, Papa. Ich bring' das schon in Ordnung. Die Hauptsach' ist, daß du dir nichts merken laßt. Nicht gegen unser' Traudel, und nicht gegen den Herrn Mang.“

„Ich bin froh, wenn ich nix weiß davon.“

„Und lad ihn auch nicht ein, das mach' schon ich.“

„Ihr Frauen seid's eigentli' hartherzig!“

„Das ist nicht hartherzig, wenn man zu rechter Zeit vorbeugt.“

„No, von mir aus! Jetzt kommt er, scheint's.“

„Also gelt? Herein!“

Man hörte Stimmen von der Türe, und Sylvester trat ein. Es war leicht zu sehen, daß er nicht zum erstenmal hier war. Er war frei von Befangenheit und machte eine gute Verbeugung vor Madame Spörner, dann schüttelte er dem Inhaber der Firma herzlich die Hand.

„Hamm Sie Ihr' Geigen net dabei?“ fragte der Alte.

„Ich hab' sie draußen gelassen, weil es hier zu warm ist.“

„Da wern's uns heut' wieder was schön's vorspielen?“

„Wir sollten eigentlich den Herrn Mang nicht immer so plagen,“ sagte Frau Spörner.

„Das ist doch keine Plag' für mich! Ich wüßt' gar nicht, was mir lieber wär' Ich freu' mich den ganzen Tag darauf, und Fräulein Gertraud macht solche Fortschritte!“

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Eine schrille Stimme kam von der Türe her, und eine aufgeputzte Frauensperson trat mit hastigen Bewegungen ein. Die lebhaften Farben des Kleides paßten schlecht zu dem alten Gesicht seiner Trägerin, und noch schlechter die großen Ohrgehänge, welche verwegene hin und her baumelten, so oft Fräulein Mathilde, die ältere Schwester des Hausherrn, den Kopf wandte. Ihre schwarzen Haare waren glatt geschheitelt und preßten sich wie abgezirkelte Arabesken an die Stirn. Die Augen blieben nie ruhig stehen, sie wanderten in einem fort herum, und man hatte den Eindruck, daß sie blitzschnell alles erfakten. Die ganze Erscheinung Mathildens war nicht dazu angetan, Behagen zu erregen.

Witze, die schon auf der Zunge schwebten, zogen sich in ihrer Gegenwart zurück, ein fröhliches Lachen brach in der Mitte ab, und Geheimnisse schoben hastig noch einen Riegel vor.

Sylvester hatte den katholischen Gruß überhört. Er wurde wiederholt:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In alle Ewigkeit. Amen! Guten Abend, Fräulein Spörner!“

„Grüß Gott beisammen! Ihr seid ja in einem sehr eifrigen Gespräch.“

„Mir hamm von der Musik g'redt,“ erwiderte ihr Bruder.

„Freilich von der Musik. Die Traudel geht ja jetzt ganz darin auf. Kein Mensch hat g'wußt, daß sie so viel Talent hat, und eine solche Liebe dazu. Früher hat man da gar nichts g'merkt.“

„Sie hat allaweil gern Klavier g'spielt, schon als Schulmädchel.“

„Vielleicht is mir das nicht so aufg'fallen. Aber geweck hat das Talent schon der hochwürdige Herr.“

„Warum heißen Sie mich immer Hochwürden? Ich bin noch nicht Geistlicher.“

„Wie lang' wird das noch dauern? Du lieber Gott, die paar Jahr', und dann kommt der Freudentag!“

„Und jetzt kommt das Essen. Bleibst du bei uns, Mathild'?“

„Ja, wenn's euch recht is?“

„Traudel, laß für die Tant' noch aufdecken, und jetzt setzen wir uns, Herr Mang, wenn ich bitten darf.“

Bei Tische kam heute keine rechte Unterhaltung auf. Sylvester gab innerlich dem Fräulein Mathilde schuld daran, und auch Gertraud fand, daß die Anwesenheit der Tante störend wirkte. Die Alten mußten es freilich besser; aber wenn sie sich auch Mühe gaben, die Unterhaltung in Fluß zu bringen, so waren sie doch viel zu wenig geschult, um den gewohnten heiteren Ton anzuschlagen.

„Wie lang' müssen Sie eigentlich noch studieren?“ fragte Herr Spörner.

„Zwei Jahre.“

„No, dö's is gar nimmer so lang'. Und nachher werden's gleich Koadjutor, net?“

„Nein, zuerst is man Neomyt,“ sagte Fräulein Mathilde.

„Neomyt, was das für merkwürdige Namen san! Woher woast du denn dö's alles?“

„Das weiß man doch, daß die Herren nach der Primizia Neomyten heißen.“

„Ich hör's zum erstenmal.“

Frau Spörner fiel ihrem Mann ins Wort.

„Wie geht's ihrer Mutter, Herr Mang?“

„Danke, gut.“

„Schreibt sie ihnen öfters?“

„Sie selber nicht, aber ich hör' so ab und zu etwas.“

„Sie wird froh sein, wenn Sie einmal fertig sind.“

„Da kann's amal zu ihnen ziehen,“ sagte Spörner.

„Und dann ihnen den Haushalt führen.“

„Das ist wohl der Lieblingswunsch ihrer Mutter?“ fragte Madame Sophie, und Herr Spörner versicherte wohlwollend:

„Da krieg'n Sie's amal schön, so als Landpfarrer, und b'onders, wenn a nette Defonomie dabei is.“

Sylvester schwieg.

Warum redeten sie von der Zukunft, die er nirgends lieber vergaß, als hier? Er blickte über den Tisch. Suchte er die Augen des jungen Mädchens, welches sich errötend über den Teller beugte? Er fand sie nicht; aber zwei andere begegneten den seinen, und in denen lag mütterlicher Ernst und Mitleid.

Was war das heute? Eine beklemmende Angst überkam ihn. Er wollte sie überwinden und ein Gespräch beginnen. Er fühlte, wie dieses Schweigen sich drohend zwischen ihn und die Menschen stellte, welche er lieb gewonnen hatte.

Und da redete wieder das alte Fräulein:

„Wie muß einem zumute sein, der die erste Mess' lest! Ich glaub', das ist das schönste, was es auf der Welt gibt.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Sylvester.

„Ich mein', das muß man kaum erwarten können; wenn man bedenkt, daß ein junger Geistlicher in dem Augenblick, wo er die erste Mess' lest, über die Engel gestellt wird!“

„Dö's werst a net schriftlich hamm,“ brummte der Alte.

„Zawohl haben wir's schriftlich. Das is ausdrücklich geschrieben von einem Kirchenvater. Nicht wahr, Herr Mang?“

„Ja, es ist eigentlich ein Gleichnis.“

„Der Herr Stadtprediger Reiser hat g'sagt, es is wortwörtlich so, weil die Engel nicht die Gewalt haben wie die Priester.“

Herr Spörner schüttelte ungeduldig den Kopf. „Mir g'fallt's net, wenn einer solche Geschichten erzählt. Das müssen's mir versprechen, Herr Mang: wenn's amal Pfarrer san, werden's net hochmütig! Der Hochmut hat viel verborgen. Früher is net so viel g'stritten worden, und die Religion war gemüthlicher.“

Frau Spörner nickte lächelnd zu Sylvester hinüber. „Ich kann mir den Herrn Mang gut vorstellen als Pfarrer. Der bleibt jede freie Stund' bei seiner lieben Musik.“

Sylvester litt unter diesen Reden. Sag eine Mahnung darin? Wollten sie ihm bedeuten, daß er kein Recht habe, sich gefährlichen Träumereien hinzugeben? Aber was konnten sie von Gedanken wissen, die er vor sich selbst verbarg? Nein, es lag sicher keine Absicht in den Worten. Es war nur sein Unrecht, daß er die arglosen Reden schmerzlich empfand.

„Frau Spörner,“ sagte er, „weil Sie von der Musik reden, ich habe das Largo von Händel bei mir. Darf ich es spielen?“

„Ja, ich hab' mich schon darauf gefreut,“ bat Gertraud. Und es lag frohe Erleichterung in ihrer Stimme.

Mama Spörner hörte sie heraus, und ein Blick auf die Schwägerin zeigte ihr, daß nicht ihr allein die Wärme des Tones aufgefallen war. Ein boshaftes Lächeln sah in den Mundwinkeln der alten Jungfer, und ihre sinken Augen schossen von Gertraud hinüber zu Sylvester. Der merkte nichts. Er freute sich an der lieben Stimme, deren Klang er diesen langen Abend vermisst hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

2.

Ich liebe sie! Ich liebe sie sehr! Prachtige Menschen! Gut so! sprach er vor sich hin und war dem Weinen nahe. Aber warum sollte er weinen? Wer waren die prächtigen Menschen? Wen liebte er so sehr? — Er wußte es nicht recht. Bald heftete er seinen Blick auf ein Haus und wunderte sich, daß es so sonderbar gebaut war, bald wunderte er sich, warum der Postknecht und Wanjuscha, die ihm so fremd waren, so ganz in seiner Nähe saßen und gleichzeitig mit ihm gitterten und schaukelten, wenn die Seitenpferde die gefrorenen Stränge anzogen, und wiederum sagte er: Prachtige Menschen! Ich liebe sie, ja einmal sagte er sogar: Wenn es glückt, vortrefflich — und er wunderte sich selbst darüber, daß er es gesagt hatte, und fragte sich: Bin ich nicht etwa gar betrunken? Olenin hatte allerdings auf seinen Teil zwei Flaschen Wein getrunken, aber nicht der Wein allein hatte auf ihn eingewirkt, alle die herzlichen Worte der Freundschaft, die ihm verschämt, gleichsam zufällig vor der Abreise ausgesprochen wurden, traten vor seine Erinnerung, die Händedrucke, die Blicke, die stummen Nienen, der Klang der Stimme, die ihm sagte: Lebe wohl, Mitja, als er schon im Schlitten saß, seine eigene entschlossene Aufrichtigkeit trat vor sein Gedächtnis und all dies hatte für ihn eine rührende Bedeutung; nicht bloß die Freunde, die Verwandten, nicht bloß die Gleichgültigen, sondern auch Leute, die er nicht leiden konnte und die ihm nicht wohl wollten — alle schienen sich gewissermaßen verabreden zu haben, ihn vor der Abreise mehr zu lieben, Abschied zu nehmen, wie vor der Weichte oder vor dem Tode. Vielleicht ist mirs bestimmt, nicht mehr vom Kaukasus heimzukehren, dachte er. Und ihm wars, als liebte er seine Freunde und als liebte er noch jemanden. Und er hatte Mitleid mit sich selbst. Aber nicht die Liebe zu seinen Freunden hatte seine Seele so weich gestimmt und so gehoben, daß er die sinnlosen Worte, die von selbst auf seine Lippen kamen, nicht zurückhielt, auch nicht die Liebe zu einem Weibe (er hatte noch nie geliebt) hatte ihn in diesen Zustand versetzt. Die Liebe zu sich selbst, die glühende, hoffnungsvolle junge Liebe zu allem, was Gutes in seiner Brust lebte (und in diesem Augenblick sah er, als lebte nur Gutes in ihr), erpreßte ihm Tränen und ließ ihn zusammenhanglose Worte murmeln.

Olenin war ein Jüngling, der nie eine Schule beendet hatte, der nirgends ein Amt gehabt (er wurde irgendeiner Behörde zugewählt), der die Hälfte seines Vermögens durchgebracht, bis zum 24. Lebensjahre keinen Beruf gewählt und nie etwas getan hatte. Er war, was man in der Moskauer Gesellschaft einen „jungen Mann“ nennt.

Mit achtzehn Jahren war Olenin so frei, wie es nur die reichen russischen jungen Leute der vierziger Jahre waren, die in früher Kindheit die Eltern verloren hatten. Für ihn gab es weder physische noch moralische Fesseln; er konnte alles tun, es fehlte ihm nichts, es band ihn nichts. Er hatte weder Familie noch Vaterland, noch Glaube, noch Not; er glaube an nichts und erkannte nichts an. Aber abgesehen von nichts anerkannte, war er doch keineswegs ein düsterer, schwächender, vernünftelnder Jüngling, sondern im Gegenteil, er war in steter Begeisterung. Er war zu dem Schlusse gekommen, es gäbe keine Liebe, und so oft er einem jungen und hübschen Weibe begegnete, pochte sein Herz härter. Er wußte längst, daß Ehren und Titel Torheit seien, und empfand doch unwillkürlich Freude, wenn auf dem Ball Fürst Sergej an ihn herantrat und sich lebenswürdig mit ihm unterhielt. Aber

allem, was ihn begeisterte, gab er sich nur so weit hin, als es ihm nicht band. Hatte er sich einem Streben hingegeben und begann er die Nähe von Mühe und Kampf zu fühlen, den kleinsten Kampf mit dem Leben, so beeilte er sich instinktiv, sich von dem Gefühl oder der Sache loszumachen und seine Freiheit wieder herzustellen. So machte er es mit dem gesellschaftlichen Leben, dem Dienste, der Landwirtschaft, der Musik, der er sich eine Zeitlang zu widmen gedachte, ja selbst der Liebe zu den Frauen, an die er nicht glaubte. Er dachte darüber nach, worauf er die ganze Kraft der Jugend, die dem Menschen nur einmal im Leben geschenkt ist, verwenden sollte, auf die Kunst, auf die Wissenschaft, auf die Liebe zum Weibe oder auf eine praktische Tätigkeit, auf die Kraft des Geistes, des Herzens, der Bildung — jene nie wiederkehrende Begeisterung, jene dem Menschen nur einmal gegebene Macht, alles, was er will, aus sich und, wie er glaubt, auch aus der Welt zu machen — alles, was er will. Gewiß gibt es Menschen, die diese Begeisterung nicht besitzen, die sogleich ins Leben eintreten und das erste beste Joch auf sich nehmen und ehrlich bis an ihr Ende darin arbeiten. Aber Olenin fühlte zu mächtig diese allmächtige Gottheit der Jugend in sich, diese Fähigkeit, in einem Wunsche, in einem Gedanken aufzugehen — die Fähigkeit, zu wollen und zu hoffen, sich loszureißen in den bodenlosen Abgrund zu stürzen, ohne zu wissen, wofür, ohne zu wissen, warum. Er trug dieses Selbstbewußtsein in sich, er war stolz darauf, er war, ohne es zu wissen, glücklich. Er hatte bisher nur sich selbst geliebt, und es konnte nicht anders sein, denn er erwartete nichts als Gutes von sich und hatte noch keine Enttäuschung an sich erlebt.

Als er Moskau verließ, befand er sich in der glücklichen, jugendlichen Stimmung, in welcher der Jüngling seine früheren Fehler einsieht und sich plötzlich sagt, alles Vorangegangene sei nicht das Richtige gewesen, er habe bisher noch gar nicht das Verlangen gehabt, ordentlich zu leben; jetzt aber mit dem Tage der Abreise beginnt ein neues Leben, ohne die alten Fehler, ohne die Reue, ja sicherlich nur voll Glück.

Wie es immer bei einer weiten Reise zu sein pflegt, daß die Phantasie auf den ersten zwei, drei Stationen noch an dem Orte haftet, von dem man herkommt, und dann plötzlich mit dem ersten Morgen, der uns unterwegs begrüßt, hinüberpringt nach dem Ziel der Reise, und dort Lustschlösser erbaut, so geschah es auch mit Olenin.

Als er zur Stadt hinausgekommen war und den Blick über die Schneefelder schweifen ließ, freute er sich, so allein inmitten dieser Felder zu sein, hüllte sich in seinen Pelz, ließ sich auf den Boden des Schlittens nieder, beruhigte sich und schlief ein. Der Abschied von seinen Freunden hatte ihn weich gestimmt, und der ganze letzte Winter, den er in Moskau verbracht hatte, trat vor seine Erinnerung, und die Bilder dieser vergangenen Zeit, unterbrochen von unklaren Gedanken und Wortwürfen, lebten ungerufen wieder auf in seiner Phantasie.

Er gedachte des Freundes, der ihn begleitet hatte, und seiner Beziehungen zu dem Mädchen, von welchem sie gesprochen hatten. Das Mädchen war reich. Wie ist es möglich, daß er sie liebt, obgleich sie mich liebt, dachte er, und ein häßlicher Verdacht kam ihm in den Sinn. — Es gibt doch viel Schlechtes unter den Menschen, wenn man darüber nachdenkt. Und wie kommt es, daß ich in der Tat noch nie geliebt habe? fragte er sich selbst. Alle sagen es mir, ich hätte noch nie geliebt. Bin ich denn ein sittlicher Krüppel? Und nun traten seine Herzensneigungen vor sein Gedächtnis. Er erinnerte sich der ersten Zeit seines Lebens in der Gesellschaft der Schwester eines seiner Freunde, mit der er die Abende am Tisch beim Licht der Lampe verbrachte, die bei der Handarbeit ihre zarten Finger und den unteren Teil ihres schönen, zarten Gesichts besahen, er erinnerte sich der Gespräche, die sich wie ein kindliches Pfänderspiel hingogen, der allgemeinen Unbehaglichkeit des Zwanges und des beständigen Gefühls der Auflehnung gegen diese Unfreiheit, immer sprach eine Stimme in ihm: Nein, das ist nicht die Rechte — und wirklich, es war nicht die Rechte; dann erinnerte er sich des Balles und der Magurta mit der schönen D. Wie verliebt war ich an diesem Abend, wie glücklich war ich, und wie schmerzte und trankte es mich, als ich am anderen Morgen erwachte und fühlte, daß ich frei war! Warum kommt sie nicht, die Liebe, warum bindet sie mich nicht an Händen und Füßen? dachte er, nein, es gibt keine Liebe! Die schöne Nachbarin, die mir und Dubrovin und dem Adelsmarschall immer mit denselben Worten sagte, wie sehr sie die Sterne liebe, war auch nicht die Rechte. Da fällt ihm seine Wirtschaftstätigkeit auf dem Lande ein, und wieder fehlt ihm ein Gegenstand, bei dem er gerne in der Erinnerung verweilt. Ob sie wohl lange von meiner Abwesenheit sprechen werden, fällt ihm ein, aber wer diese „sie“ sind, weiß er nicht. Und gleich darauf fällt ihm ein Gedanke ein, der seine Stirn verdüstert und wirre Worte auf seine Lippen drängt: es ist die Erinnerung an Monsieur Capel und die 678 Rubel, die er dem Schneider schuldig geblieben, und er erinnert sich der Worte, mit welchen er den Schneider gebeten, noch ein Jahr zu warten, und des Ausdruckes der Mißstimmung und der Ergebenheit in den Jügen des Schneiders. Ach, mein Gott, mein Gott, wiederholt er, die Stirn runzelnd, und bemüht sich, den unerträglichen Gedanken abzuweisen. Und doch, trotz alledem hat sie mich geliebt, denkt er von dem Mädchen, über das sie sich beim Abschied unterhalten hatten — ja, wenn ich sie geheiratet hätte, hätte ich keine Schulden, so aber bin ich Wasiljew's Schuldner geblieben. Und

Der letzte Abend, an dem er mit Wassiljew im Klub gespielt, trat in seine Erinnerung. Er war unmittelbar von ihr dorthin gefahren. Auch seiner demütigen Bitten, weiterzuspielen, erinnerte er sich und der kühlen Ablehnung des anderen. Ein Jahr sparsam gelebt, und alles ist ausgeglichen, dann hol sie der Teufel! . . . Aber trotz dieser Zuversicht beginnt er wieder die rückständigen Schulden nachzurechnen, die Zahlungsfristen und die vermutliche Zeit der Abzahlung. Ja, bin ja aber noch bei Morel schuldig, nicht bloß bei Chevalier, fällt ihm ein, und die ganze Nacht sieht vor ihm, in welcher er diese große Schuld auf sich geladen hat. Es war ein Gelage mit Zigeunern, das Gäste aus Petersburg, Sascha B., der Flügeladjutant, Fürst D. und ein einflussreicher alter Herr gestiftet hatten. . . . Und warum sind sie so selbstzufrieden, diese alten Herren, dachte er — und aus welchem Grunde bilden sie einen besonderen Kreis, an dem für andere teilzunehmen so schmeichelhaft sein soll? Etwas weil sie Flügeladjutanten sind? Ist es nicht entsetzlich, für wie dumm und schlecht sie die anderen halten? Ich habe ihnen gezeigt, daß mir gar nichts daran liegt, mit ihnen zu verkehren, aber mein Verwalter Andrej, meine ich, würde doch erlaubt sein, daß ich auf du und du mit einem Manne wie Sascha B. stehe, einem Obersten und Flügeladjutanten . . . und an jenem Abend hat niemand mehr getrunken als ich; ich lehrte den Zigeunern ein neues Lied, und alle hörten zu. Wenn ich auch viel Vorbeiten begangen habe, bin ich doch ein ganz vorzüglicher, junger Mann, dachte er.

Der Morgen fand Olenin auf der dritten Station. Er trank Tee, legte mit Banjuscha Kisten und Kasten um, setzte sich vernünftig zwischen ihnen gerade und ordentlich hin und wußte nun, wo sich alle seine Sachen befanden, wo das Geld war und wieviel er hatte, wo der Paß war, der Postchein, die Chauffeequittung — und alles glaubte er so praktisch eingerichtet zu haben, daß ihm froh zu Mute war und der weite Weg ihm wie eine lange Spazierfahrt erschien.

Den ganzen Vormittag und zur Mittagszeit war er ganz und gar in arithmetische Berechnungen vertieft, wieviel Wert er schon gefahren sei, wieviel noch bis zur ersten Station wären, zur ersten Stadt, zum Mittag, zum Tee, bis Larnopol und den wievielten Teil der ganzen Reise der zurückgelegte Weg bilde. Dabei berechnete er auch, wieviel Geld er bei sich habe, wieviel ihm bleiben würde, wieviel er brauche zur Tilgung aller Schulden und welchen Teil seiner ganzen Einkünfte er monatlich verbrauchen würde. Gegen Abend trank er seinen Tee und berechnete, daß bis Stavropol sieben Eßkel des ganzen Beiges seien, daß seine Schulden sieben Monate Sparsamkeit und ein Achtel seines ganzen Vermögens erforderten — dabei beruhigte er sich, hüllte sich ein, glitt auf den Boden des Schlittens nieder und schlummerte wieder ein. Seine Phantasie war jetzt schon in der Zukunft, im Kaukasus. Alle seine Zukunfts träume waren von Vorstellungen von Amalot Bergs, von Fischeressinnen, Bergen, Abhängen, schrecklichen Wasserfällen und Gefahren durchwoben; all das stand wie vor ihm; aber die lockende Ruhe und der drohende Tod machten die Vorstellung dieser Zukunft anziehend. Bald tötet und unterwirft er mit ungewöhnlicher Tapferkeit und allgemeiner Bewunderung erregender Kraft eine zahllose Menge von Bergbewohnern. Bald ist er selbst ein Bergbewohner und verteidigt in Gemeinschaft mit ihnen seine Unabhängigkeit gegen die Russen. Sobald Einzelheiten vor seine Phantasie treten, nehmen alle Moskauer Bekannten an diesen Einzelheiten teil. Sascha B. kämpft auf der Seite der Russen oder der Bergbewohner gegen ihn. Selbst der Schneider Monsieur Capel nimmt, Gott weiß, wie es kommt, teil an dem Triumph des Siegers. Kommen ihm dabei Demütigungen, Schwächen, Irrtümer aus alter Zeit ins Gedächtnis, so ist die Erinnerung an sie nur angenehm. Natürlich, dort, inmitten der Berge, Wasserfälle, Fischeressinnen und Gefahren können diese Verirrungen sich nicht wiederholen. Er hat sie schon einmal sich selbst gebeichtet — und sie sind dahin. Aber noch ein Traum ist es, der toßbarste, der sich in jeden Zukunftsgebanten des jungen Menschen eindringt: der Traum von der Frau. Dort in den Bergen scheint sie der Einbildung als eine Fischeressin, als eine schlankere Gestalt, mit herabhängendem Poppe und mit weichen, dunklen Augen. Er sieht in den Bergen eine einsame Hütte, und an der Schwelle sieht sie. Sie erwartet ihn gerade, als er müde, von Staub, Blut und Ruhm bedeckt, zu ihr heimkehrt, und er fühlt ihre Küsse, ihren Busen, ihre süße Stimme, ihre entgegenkommende Liebe. Sie ist entzückt, aber ohne Bildung, wild, roh. An langen Winterabenden beginnt er sie zu erziehen. Sie ist klug, gelehrig, begabt und eignet sich schnell alle notwendigen Kenntnisse an. Wie es wohl kommt, daß sie so leicht Sprachen erlernt, daß sie die Werke des französischen Schrifttums lesen und verstehen kann. „Notre Dame de Paris“ (Roman von Victor Hugo) z. B. muß ihr gefallen. Sie kann auch französisch sprechen. In der Gesellschaft kann sie mehr natürliche Würde besitzen, als eine Dame der allerhöchsten Kreise. Sie kann singen, schlicht, kräftig, leidenschaftlich. Ach, was für ein Unsinn, sagt er zu sich selbst. Da sind sie gerade an eine Station gelangt, und es heißt, von einem Schlitten in den anderen steigen und Trinkgeld geben, aber wieder sucht er mit der Phantasie den Unsinn auf, bei dem er stehen geblieben, und wieder treten die Fischeressinnen, der Ruhm, die Rückkehr nach Rußland, der Flügeladjutantenrang, die entzückende Frau vor sein Gedächtnis. Aber, es gibt ja keine Liebe, sagt er, Ehren sind Torheit und die 678 . . .

und das eroberte Land, das mir mehr Reichtümer gibt, als ich für mein ganzes Leben brauche? Uebrigens ist es nicht gut, diesen Reichtum nur allein zu genießen. Man muß ihn verteilen. Dem aber? — 678 Rubel Capel, der Rest wird sich schon finden . . . und nun umnebeln ganz vermorrere Traumbilder seine Gedanken, erst Banjuschas Stimme und das Gefühl der unterbrochenen Bewegung führen den gesunden, jungen Schlaf, und bewußtlos steigt er an der neuen Station in den neuen Schlitten und fährt weiter.

Am anderen Morgen wiederholt sich dasselbe: ebensolche Stationen, ebensolcher Tee, ebensolche trappelnde Pferde, ebensolche kurze Wortwechsel mit Banjuscha, ebensolche unklare Zukunftsbilder und Träume in den Abendstunden, und ein ebenso müder, gesunder, junger Schlaf zur Nachtzeit

(Fortsetzung folgt.)

Das Wirtschaftsleben der alten Germanen.

II.

„Unter allen Anregungen der Natur auf den Menschen,“ schreibt Friedrich Ratzel in seinen „Grundzügen der Völkerkunde“¹⁾, „müssen bei seiner tiefgehenden Abhängigkeit von ihr am frühesten sich die heilsam erweisen, die diese Abhängigkeit dadurch mildern, daß sie soviel wie möglich von dem Wande, das ihn an die übrige Lebewelt fesselt, in seine Hand geben. Der Weg dazu liegt in der festen Aneignung nützlicher Pflanzen und Tiere durch A d e r b a u und V i e h z u c h t.“

Wir haben gesehen, daß die Germanen zur Zeit Caesars einer primitiven Viehzucht bereits oblagen. Man wird nicht unbedingt behaupten können, daß Jagd und nomadisch betriebene Viehzucht bei allen Völkern die ursprüngliche Hauptstufe wirtschaftlicher Arbeit gebildet haben. In zahlreichen, von der Natur mit einer üppigen Naturvegetation gesegneten Landschaften fanden und finden sich die Menschen zusammen, um die Arbeit der Natur friedlich und fast mühelos einzuernten. Noch heute ziehen nach Ratzel die Sandilleros in Mexiko zur Zeit der Melonenreife in die sandigen Niederungen des Coahuila-Coahuila und ähnlich versammeln sich die Chippeway, ein Indianerstamm, um die Sümpfe, wo das Wasserreis ohne menschliches Zutun gedeiht.

Da der Mensch eher ohne animalische Nahrung als ohne Cerealien existieren kann, begünstigt die Natur selbst eine vegetarische Lebensweise.

Zur Zeit des Tacitus, ein Jahrhundert nach Christus, befanden sich die Germanen jedoch bereits auf einer Wirtschaftsstufe, auf der der Feldbau mit der Viehzucht zu konkurrieren begann. Tacitus beschreibt die Wirtschaft der Germanen in den Kapiteln 6, 15, 16, 17, 23 und 28 in dieser Weise:

(6.) „Das Land bietet zwar in seinen einzelnen Teilen merklich verschiedene Gestaltungen, doch im allgemeinen ist es mit finsternem Urwald oder wüsten Sümpfen bedeckt . . . ziemlich ergrübt, doch kein Boden für Obstbäume; reich an Vieh, dies aber meist von kleinem Schlag. Selbst dem Hornvieh fehlt die ihm eigene Schönheit und der Schmutz der Stirne. Zahlreiche Herden sind die Freude des Germanen und das Vieh ist sein einziger und liebster Reichtum. Gold und Silber ist ihnen . . . verjagt
 (15.) „Wiemohl unsere nächsten Grenzgebirge wegen des Handels Gold und Silber zu schätzen wissen, bleiben doch die Bewohner des Binnenlandes bei dem einfachen alten Tauschhandel.
 (16.) „Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, bringen sie viele Zeit mit der Jagd, aber noch mehr auf der Wärenhaut zu . . . gerade die tapfersten Krieger treiben gar nichts; die Sorge für Haus, Herd und Feld ist den Weibern, Greisen und den Schwächlingen der Familie überwiesen.
 (17.) „Daß die germanischen Völker keine Städte bewohnen, ja daß sie nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze lieben, ist bekannt. Einsam und abgesondert siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, eine Au, ein Gehölz einladet. Ihre Dörfer bestehen nicht wie die unsern aus verbundenen, zusammenhängenden Häuserreihen; jeder umgibt sein Haus mit einem freien Platz. Sogar Mauernsteine und Ziegel sind ihnen unbekannt; alles ist rohes Gebälk ohne Rücksicht auf Schönheit und Anmut. Nur einzelne Stellen des Baues werden sorgfamer mit einer reinen, glänzenden Erdat überzückt. Auch Keller graben sie aus, die sie oben mit einer starken Mistlage beschweren: eine sichere Wohnung im Winter und ein Bewahrungsort für Feldfrüchte. (17.) „Die allgemeine Tracht ist ein Mantel, der mit einer Spange oder . . . mit einem Dorn zusammengehalten ist. Auch Tierfelle tragen sie. (23.) „Ihr Getränk ist ein Saft aus Gerste oder Weizen, ein Gebraut, das eine gewisse Ähnlichkeit mit schlechtem Weine hat.“ Die nächsten Anwohner des Rheines kaufen auch Wein. Ihre Kost ist einfach: wildes Obst, frisches Wildpret oder saure Milch.“ (26.) „Goldgeschätze und Wucherzins sind unbekannte

1) Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 30 Pf.
 2) Natürlich das Bier

Dinge... Die Ländereien werden nach der Zahl der Behauer von der Gesamtzahl abwechselnd in Besitz genommen und dann unter die Einzelnen nach dem Range verteilt. Die Ausdehnung der Fluren erleichtert die Verteilung. Alljährlich wechselt man mit dem Ackerlande und es bleibt immer noch ein Teil brach liegen. Denn sie wetteifern nicht durch Fleiß mit der Ertragsfähigkeit und Ausdehnung des Bodens, indem sie Edelobstbäume pflanzen, Wiesen abgrenzen, Gärten wässerten. Nur sein Getreide fordert der Germane dem Boden ab. Daher teilt er auch das Jahr nicht in vier Zeiten; von Winter, Frühjahr und Sommer hat er Begriff und Wort; des Herbstes Name ist ihm wie des Herbstes Gabe unbekannt..."

Das Bild, das der Römer mit einer gewissen Naivität entwirft, gibt uns eine ziemlich deutliche Ansicht des germanischen Wirtschaftslebens vor der großen Völkerwanderung. Diese Ansicht wird noch deutlicher, wenn wir die Angaben des Tacitus mit den Ergebnissen der modernen vergleichenden Völkerkunde in Zusammenhang bringen²⁾.

Die Germanen kannten zur Zeit des Tacitus Hafer, Weizen und Gerste, offenbar auch Flachs — denn Tacitus unterscheidet „Mäntel“, „Leinene mit Purpurstreifen gezierte Frauengewänder“ und „Felle“; die Jagd und die Viehzucht überwog in Wertschätzung und Bedeutung den Ackerbau, der zweifellos nur mit den primitivsten Werkzeugen (mit hölzernem oder eisernem Grabstichel, später auch mit dem geschweiften Pflug) betrieben wurde. Das Feldsystem war die wilde Feldgraswirtschaft: darauf deutet die Bemerkung, daß die Germanen jährlich die Anbauflächen wechseln und daß immer ein Stück Brache übrig bleibt³⁾. Es ist fehlerhaft, den Germanen der historischen Urzeit, so wie es der Rechtshistoriker Eichhorn, ja selbst der außerordentlich sorgfältige Verfassungshistoriker Georg Waitz tun wollte, die Dreifelderwirtschaft⁴⁾ zuzuschreiben, die erst in karolingischer Zeit literarisch bezeugt wird und ebenfalls im 5. Jahrhundert eingeführt haben dürfte. Wir haben vielmehr der Auffassung des Agrarhistorikers Georg Sanßen zu folgen. Sanßen äußert sich in seinen agrarhistorischen Abhandlungen folgendermaßen:

„Die Feldgraswirtschaft, und zwar eine extensive und wilde, das heißt eine solche, welche auf eine Ackerkultur von einem Jahre oder einigen Jahren eine vieljährige Grasnutzung folgen läßt, mithin immer nur den kleinsten Teil der ganzen Kulturläche unter dem Pfluge hält und bei dem unregelmäßigen Verhältnis der Acker- und Weidejahre zueinander eine schlagmäßige Einteilung der Felder noch nicht kennt, eine solche Wirtschaft hat in Deutschland ganz entschieden die historische Priorität (Vorläuferchaft) vor der Dreifelderwirtschaft gehabt. Es darf dies auch ohne alle historischen Zeugnisse aus landwirtschaftlichen und nationalökonomischen Gründen a priori (von vornherein) behauptet werden. Sie entspricht den ausgebehntesten... Bodenflächen, der dünnsten Bevölkerung und den geringsten Arbeitskräften der Urzeit; dagegen setzt die Dreifelderwirtschaft schon höhere Betriebsmittel und Arbeitskräfte, Lenozung zur Getreideerzeugung über den eigenen Bedarf und eine feste planmäßige Ordnung des Feldbaues voraus.“

Die wirtschaftliche Kultur der alten Germanen ist also hinsichtlich ihrer technischen Seite klar. Wie war es aber mit den Besitzverhältnissen?

Aus Tacitus erhellt, daß die Germanen bei Beginn der christlichen Zeitrechnung so wenig als zur Zeit Caesars Privateigentum der Einzelnen an Grund und Boden gekannt haben. Die germanische Wirtschaft war noch in taciteischer Zeit entschieden sozialistisch:

„Die Ländereien werden nach der Zahl der Behauer von der Gesamtzahl abwechselnd in Besitz genommen und dann unter die Einzelnen... verteilt... Alljährlich wechselt man mit dem Ackerlande...“

Diese Worte beweisen, daß der einzelne Bauer jeweils das Nutzungsrecht an einem ihm für ein Jahr leihweise überlassenen Landstück besaß, der „Gesamtzahl“ aber das Eigentum verblieb.

Wer ist der „einzelne Bauer“, was die Gesamtzahl?

Diese Frage wird uns in einem dritten Artikel beschäftigen.

(Nachdruck verboten.)

Unsere Zimmerpflanzen in der kalten Jahreszeit.

Im Sommer bedürfen die meisten der verbreitetsten Zimmerpflanzen weiter keiner großen Pflege, in der kalten Jahreszeit hingegen ist einige Sorge um die Kinder Floras schon angebracht, wenn

¹⁾ Hierzu Abschnitt IV.

²⁾ Diese Bemerkung kann freilich auch auf die Allmende gedeutet werden.

³⁾ Die Dreifelderwirtschaft beruht auf der Einteilung des Bodens in drei Schläge, die abwechselungsweise in dreijährigem Turnus mit Sommerkorn, darauf mit Winterkorn bepflanzt werden und im dritten Jahre jeweils brach liegen.

man im kommenden Sommer wieder Freude an seinen Lieblingen erleben will. Nicht viele unserer Zimmerpflanzen wollen im Winter eine gewisse Ruheperiode durchmachen und solchen muß ganz besonders ihr Recht werden.

Hier zunächst einige allgemeine Fingerzeige: Man begieße die Topfpflanzen nur dann, wenn sie des Wassers bedürftig sind, was man leicht erkennt, wenn man die Erde mit den Fingern befüßt: sobald sie trocken ist, kann gegossen werden. In der kalten Jahreszeit sei man doppelt vorsichtig mit dem Wassergeben, wöchentlich ein- oder zweimal dürfte in den meisten Fällen genügen. Vor allem ist darauf zu achten, daß in den Unterlegern und Schalen nie Wasser stehen bleibt. Das Wasser soll im Winter nie kalt, sondern leicht „verschlagen“ sein. Bei mildem, frostfreiem Wetter veräume man nicht, den Pflanzen etwas frische Luft zuzulassen zu lassen, jedoch darf der Luftzug nicht direkt auf die Pflanzen einströmen. Bei starker Kälte entferne man des Nachts die Pflanzen vom Fenster oder stelle zwischen Fenster und Pflanzen eine dicke Pappe oder mehrere Bogen dichtes Packpapier. Die Temperatur im Zimmer ist möglichst gleichförmig zu erhalten. Pflanzen mit harten, grünen Blättern, wie Palmen, Gummibäume, Dracaenen usw. sind auch im Winter des öfteren zu spritzen und die Blätter sind abzuwaschen, aber nur mit leicht erwärmtem Wasser.

Soweit die allgemeinen Regeln, und nun etwas im besonderen von den am häufigsten vorhandenen Zimmerpflanzen. Da sind zunächst Geranien (Pelargonien), Fuchsen, Heliotrop und ähnliche Pflanzen, die im Sommer auch im Freien blühen, die man für den Winter zweckmäßig an einem hellen, kühlen, aber frostfreien Ort, etwa in dem Keller unterbringt. Sie dürfen den ganzen Winter hindurch nur sehr wenig Wasser bekommen, dagegen müssen des öfteren etwa verfaulte Blätter und Stengelstücke sorgsam entfernt werden. Die Palmen, Dracaenen (Drachenzähne), Aralien, Gummibäume und ähnliche Blattpflanzen können sehr wohl im Zimmer verbleiben; es schadet jedoch auch solchen Pflanzen gar nicht, im Gegenteil, es ist ihnen sehr dienlich, wenn man die Pflanze für ein paar Wochen in ein ungeheiztes, aber frostfreies Zimmer unterbringt, wo sie Gelegenheit haben, eine Ruhezeit durchzumachen. Als geeignetste Zeit ist hierzu der Januar und der Februar zu empfehlen.

Im Winter blühende Pflanzen wie Kamelien, Azaleen, Alpenrosen (Rhododendren) fühlen sich am wohlsten in einem mäßig geheizten Zimmer; sobald sie ausgeblüht haben, kommen sie zu den Fuchsen und Geranien ins Winterquartier, wohin auch die Rosen wandern, sobald die „letzte Rose“, das heißt die letzte Blume entblättert abgefallen ist. Bei der Kamelie ist noch besonders zu beachten, daß bis zum Abblühen immer dieselbe Seite der Pflanze dem Fenster zugewendet bleibt, da sonst sehr leicht die Knospen abfallen. Eine als Herbst- und Winterblüher sehr geschätzte Pflanze, das Alpenveilchen (Cyclamen), wird nach dem Verblühen zum Eintrocknen in den Ueberwinterungsraum gestellt und gar nicht gegossen; ebenso wird mit der Gloginie verfahren. Das gleiche gilt auch von den Zwiebelblühern, wie Hyazinthen, Tulpen, Crocus, Schneeglöckchen und dergleichen. Die Blütenbegonien wie auch die Primeln blühen bei sorgfältiger Behandlung den ganzen Winter hindurch; sie lieben wohl die Wärme, aber doch keine übermäßige und vor allem keine trockene Temperatur. Die Erde im Topfe darf nie ganz trocken werden, soll aber auch nie naß, sondern nur feucht sein. Das Heidekraut (Erica) steht in einer Erde, die, einmal trocken geworden, nur sehr schwer wieder durchfeuchtet werden kann. Man tut gut, wenn man diese Pflanzen gar nicht gießt, dafür aber jeden dritten Tag die Pflanze in einen mit Wasser gefüllten Eimer setzt, das Wasser leicht angewärmt. Wenn keine Luftblasen mehr aus der Erde hervorkommen, so hat die Pflanze sich für drei Tage mit genügend Feuchtigkeit versehen. Ist die Pflanze verblüht, so hat sie ihren Zweck erfüllt und wird beschnitten. Die Weiterpflege wird im Zimmer keinen Zweck haben; steht für den Sommer ein Garten zur Verfügung, so kommt das Heidekraut nach dem Abblühen zu den Geranien und Fuchsen. Die Erde darf aber hier nicht austrocknen, das Einsetzen im Wasser muß deshalb fortgeführt werden, vielleicht alle acht bis zehn Tage einmal. Chrysanthemum beanspruchen während der Blütezeit reichlich Wasser. Nach dem Abblühen kann man die Pflanzen fortwerfen.

Am allerwenigsten Ruhe verursachen harte Pflanzen, wie Oleander, Lorbeer, Anklube, Pfaffenbaum (Ebonymus), Palmenkiste (Yucca) und ähnliche. Sie müssen unbedingt kühl stehen und nehmen im Notfall mit einem selbst dunklen Keller fürlieb. Es ist auch nur ganz wenig Wasser erforderlich. Ebenso wollen Kakteen, Ananasgewächse und Feigenpflanzen während der kalten Jahreszeit nur selten Wasser haben, aber diese Pflanzen müssen unbedingt hell stehen; eine niedrigere Temperatur ist ihnen weit lieber als eine hohe. Hell und kühl will auch die Edelzimmertanne (Araukario) ihren Winterplatz haben. Da diese Pflanze leicht wurzelsankt wird und dann schnell zugrunde geht, andererseits aber auch empfindlich gegen Trockenheit ist, so wird die Wasserzufuhr hier ebenso gehandhabt wie bei dem Heidekraut. Steht die Zimmertanne im ungeheizten Zimmer, so genügt alle 4 oder 5 Tage ein Einstellen ins Wasser.